
Deutsch, aber glücklich

Werner Schulz

Im „Luftreich der Träume“?

Mit den Thesen von Matthias Rößler: „Patriotismus, Nation und gesellschaftlicher Zusammenhalt“ wird eine Diskussionsgrundlage geboten für eine schon oft beschworene und doch nicht eingelöste Patriotismusdebatte. Bisher haben die Ankündigungen etlicher Spitzenpolitiker mehr die Verlegenheit gezeigt, aus der Bedrängnis heraus, im Patriotismus eine einfache Legitimations- und Begründungsformel zu finden und zugleich die Unfähigkeit offenbart, diesen Begriff mit Inhalt zu füllen. So wabert er als Phantomsuche und Politikersatz durch die Medien. Noch immer geht das Wort schwer über deutsche Lippen. Hat einen pathetischen Klang, als käme es aus dem Munde von Turnvater Jahn oder hätte all zu lang neben Lützows Waffenrock im Museum gelegen. Charakteristisch für die deutsche Sinnsuche ist es, dass eine solche Debatte schnell ins „Luftreich der Träume“ (Heinrich Heine) führt.

Ohnehin ist Skepsis angebracht, wenn die Parteien den Patriotismus entdecken. Zum Glück sind die Bürger weiter als die Politik. In Reaktion auf die Forderungen zum Jahreswechsel von Bundespräsident, Bundeskanzlerin und SPD-Chef, die in Anklang an preußische Tugenden „mehr Arbeit, mehr Anstrengung, Anständigkeit, Verlässlichkeit und Pflichterfüllung“ verlangten, war von vielen Bürgern in der BILD-Zeitung zu lesen: „anständig, pünktlich, verlässlich, pflichtbewusst, tolerant, sparsam, fleißig, diszipliniert, mutig – das sind wir schon.“ Der bewährte Wille,

die Ärmel hoch zu krepeln ist nach wie vor vorhanden. Nur die Probleme sind heute anders, als dass sie sich mit Händen greifen ließen. Aus der Boulevardpresse ist wenig Erhellendes zum deutschen Patriotismus zu erfahren. Denn: „Du bist Deutschland“ und „Wir sind Papst“ beschreibt eher den boulevardjournalistischen Geisteszustand der Nation.

Was ist des Deutschen patria?

Schon diese ständige und alte Frage von Ernst Moritz Arndt ist typisch deutsch. Niemand würde sie in Frankreich, Italien oder Polen stellen. Nur in Deutschland ist man bemüht vorzugeben, dass im vereinten Europa, in der grenzenlosen Welt von Schengen, die nationale Identität an Bedeutung verliert. Dass Internet, Globalisierung, multinationale Konzerne und multikulturelle Bürgerschaften den engen nationalen Bezugsrahmen auflösen. „Es gibt schwierige Vaterländer. Eins davon ist Deutschland“, hat Gustav Heinemann gesagt, als er 1969 Bundespräsident wurde. „Die Deutschen sind das einzige Volk, das meint, in den Augen der anderen Völker weniger beliebt zu sein, als es in Wahrheit ist. Andere halten sich für beliebter als sie es tatsächlich sind“ – meint die amerikanische Philosophin Susan Neumann. Vielleicht braucht man den unbefangenen Blick von außen. So, wie ihn Steve Crawshaw hat, langjähriger Deutschland-Korrespondent des „Independent“. In seinem Buch: „Ein leichteres Vaterland“ gibt er eine ausgewogene Zustandsbeschreibung und genaue Beobachtung, wie „der nächtliche Blick von außen in ein hell erleuchtetes Zugabteil, dessen Fahrgäste nach draußen starren, auf die vorbeirasende Landschaft, obwohl sie nichts weiter als ihr Spiegelbild erkennen. Der Blick von außen geht weiter“. Geht tiefer.

Auffallend ist die Veränderung der nationalen Tonlage im obersten Verfassungsorgan. Während Bundespräsident Heinemann noch den generationsbestimmenden Satz prägte, dass er seine Frau und nicht den Staat liebe, hat sich Bundespräsident Köhler zur Vaterlandsliebe bekannt. Ohne größere Aufregung, die das früher verursacht hätte. Natürlich kann man Liebe nicht herbeireden oder erzwingen. Das ist mit der Vaterlandsliebe nicht anders. Aber vielleicht könnten wir uns auf die bescheidene und treffende Formulierung des Publizisten Bernd Ulrich verständigen: „deutsch, aber glücklich“. Bezeichnend für eine lang verschmähte und späte Nation, deren Patriotismus noch immer unter Restvorbehalt steht, keine lauten Töne verträgt, sondern Rücksicht und Geduld verlangt. Wo der Patriotismus aus zersplitterten Lokalpatriotismen erst im Kampf gegen den Eroberer Napoleon entstanden ist. Aus der Niederlage gegen einen als überlegen empfundenen Feind: als Ressentiment. Ein Geburtszustand, der sich lange durch unsere Geschichte zieht und zur deutschen Steigerung: Nation, Nationalismus, Nationalsozialismus geführt hat. Vielleicht hilft uns, was der Philosoph John Stuart Mill schrieb: „Nur diejenigen sind glücklich, die sich auf etwas anderes konzentrieren als das Glückliche ... Sie finden das Glückliche gewissermaßen nebenbei.“ Wir sind also gut beraten, weniger über Patriotismus zu reden, mehr dafür zu tun und ihn zu leben.

Fußball als Spiegelbild der Nation

Die Politik greift oft zur Fußballterminologie, um ihr Handeln anschaulich zu machen. Antje Volmer, die ein faszinierendes Straßenfußballprojekt in Brandenburg organisiert hat, brachte mich darauf, dass sich in einer Nationalmannschaft die Eigenarten eines Landes ausdrücken.

Fußball als Spiegelbild der Nation. Dreimal waren wir Weltmeister. 1954, wenige Jahre nach dem Krieg, hat die Mannschaft der Bundesrepublik, eine westdeutsche Nationalmannschaft und Widerspruch in sich, stellvertretend für alle gegen das Bild der hässlichen bösen Deutschen angespielt. Es ging um die Wiederanerkennung unter den zivilisierten Nationen. Das „Wunder von Bern“ half die Selbstversunkenheit und Zerknirschung zu überwinden. Noch heute befindet sich der Jubel des Wiederaufsteigers im akustischen Gedächtnis der Nation: „Aus, aus, aus – das Spiel ist aus. Deutschland ist Weltmeister.“ 1974 waren die westdeutschen Weltmeister eine Mannschaft von einzigartigen Individualisten. Die 68er auf dem Rasen. Die Namen sind bekannt. Heute sind sie in einflussreichen Positionen. Das lange Dribbling durch die Institutionen. Ihr einziges Spiel haben sie ausgerechnet gegen die Mannschaft des anderen deutschen Staates verloren, die um ihre Selbstachtung, gegen das Image der Verlierer aus dem Osten und damit zwangsläufig für das Prestigegehabe ihres Staates gekämpft haben. 1990 siegten die Bundesdeutschen als Flaneure der Leichtigkeit. Die Mauer war weg. Ihr System überlegen. Die Mannschaft einer bewährten Zivilgesellschaft. Von allen bewundert, geachtet und anerkannt. Und heute? Keine Favoritenrolle mehr. Mühsame Siege in aller Bescheidenheit. Am Ende gewinnen nicht immer die Deutschen. Obwohl wir uns schwer damit tun, nicht immer Spitze oder Erste zu sein. Man ist auf Rückschläge eingestellt. Abstieg in der europäischen Liga. Es fehlt an Nachwuchs. Eine gesamtdeutsche Mannschaft auf dem Weg zum Team. Der Trainer ein global Player mit Standbein in Amerika. Noch haben wir zu viele Schiedsrichter und zu wenig Gestalter, im Aufbau und in der Offensive. Noch zieht es die ostdeutschen Talente in den Westen. An der deutschen Nationalmannschaft lässt sich die bescheidene und dennoch erfolgreiche Integration von Ausländern er-

kennen. Mir ist noch die Empfehlung im Ohr, als Frankreich Weltmeister wurde: dass nur solche multinationale Teams erfolgreich sind. Vor kurzem brannten die Pariser Vorstädte, war leider der grelle Schein einer vermeintlich besseren Integration zu sehen.

Und dann kam die WM 2006. „Die Welt zu Gast bei Freunden“ – als hätte der Erfinder des Mottos, den Verlauf vorausgeahnt. Plötzlich und unerwartet war weltweit ein „Neues Deutschland“ zu sehen. Oder besser gesagt eins, das wir in unserer Selbstwahrnehmung noch nicht kannten: gastfreundlich, fröhlich, unverkrampft. Wie im weitsichtigen Werbespot der Telekom, der aus Mannschaft und Volk einen Zusammenhang, eine Kette aus vergnügten Menschen im Nationaldress formierte. Kein Ruck, sondern ein Rausch ging durchs Land. Ein Rekord an guter Laune. Von überall her gab es Anerkennung. Und diesmal nicht nur für perfekte Organisation und tadellosen Ablauf. Doch am meisten überrascht waren die Deutschen von sich selbst, von ihrer Leichtigkeit, Leidenschaft und Freude. Niemand hatte geahnt, zu welcher Begeisterung diese Gesellschaft fähig ist. Schwarzrotgold ohne Triumphgeschrei und Schlachtenlärm, sondern als Symbol für ein unbekümmertes Fest. Als hätte die „Nach-Einheits-Generation“ die Kinderhymne von Bertolt Brecht verinnerlicht, die er den Landeskindern als Nationalhymne ins Stammbuch geschrieben hat:

Anmut sparet nicht noch Mühe
Leidenschaft nicht noch Verstand
Daß ein gutes Deutschland blühe
Wie ein andres gutes Land

... Und nicht über und nicht unter
Andren Völkern wolln wir sein ...

... Und das liebste mag's uns scheinen
So wie andren Völkern theirs.

Seit dem 9. November 1989 hat es keine vergleichbare Begeisterung gegeben. Damals freuten sich die Deutschen mit sich und über sich. Diesmal feierten sie mit sich und der Welt. Von der Mannschaft strahlte die gute Stimmung ins Land. Jürgen Klinsmann hatte es geschafft, aus viel kritisierten Profis ein Team, eine Nationalelf zu formen und zugleich bewiesen, welche Kräfte freigesetzt werden, wenn ein Land einen gemeinsamen Traum hat. Da war es zu sehen: ein spielendes, kein verbissenes Deutschland. Nicht gelähmt von der Angst zu scheitern, sondern voller Hoffnung und Offensivgeist, mit Ideen, Spielwitz und einem klaren Ziel. Hochmotiviert auf dem Platz und auf den Rängen. Plötzlich verschwanden im Jubel und vor den Großbildleinwänden die Grenzen von sozialer und ethnischer Herkunft sowie die Gegensätze zwischen Ost und West. War Fußball als Sehnsucht nach fröhlichem Miteinander zu erleben. Keine Resignation nach verlorenem Halbfinale. Keine sonst übliche BILD-Klatsche, die aus Helden im Handumdrehen Versager macht. Die Erkenntnis lautet: Deutschland muss nicht immer gewinnen, sondern freut sich auch über Platz 3, als „Weltmeister der Herzen“. Heinrich Heine hat seine ferne Heimat als „Deutschland. Ein Wintermärchen“ beschrieben. Söhnke Wortmann hat diese WM als „Deutschland ein Sommermärchen“ im Film festgehalten. Das Land ist kein Märchenland. Vielleicht nur normal und dennoch erstaunlich. Weg scheint der Bann der Romantik, eine verträumte, vergrübelte Nation zu sein. Noch ist offen, ob dies nur „Partytotismus“ war oder ob in der grenzenlosen Begeisterung auch eine Portion weltoffener Patriotismus steckt, der auch für andere Herausforderungen abrufbar ist. Das sollte Politik herausfinden, wenn sie die VIP-Lounge verlässt.

Das Glück der Einheit

Deutschlands Glücksumstände sind bereits in der Nationalhymne festgehalten: „Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand – blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe deutsches Vaterland.“ Möglicherweise stammt von dort auch die Orientierungsanleihe der „blühenden Landschaften“. Eines ist jedenfalls gelungen: Deutschland ist wieder ein Nationalstaat. In den Grenzen von 1990. Die Wiedergeburt kam diesmal nicht von oben, durch Blut und Eisen, sondern von unten, vom Volk, durch eine friedliche Revolution. „Wir sind das Volk“ – diesen genialen Ruf nach direkter Demokratie hat Georg Büchner im „Danton“ formuliert. Ferdinand Freiligrath übernimmt ihn 1848 in sein unverzagtes Revolutionslied „Trotz alledem“, und die Leipziger Montagsdemonstranten griffen ihn auf und gaben damit der Diktatur den letzten gewaltlosen Tritt. Von der Frankfurter Paulskirche bis zur Leipziger Nikolaikirche hat die deutsche Demokratiebewegung mit ihrer Sehnsucht nach staatlicher Einheit einen weiten Weg zurückgelegt. Der Leipziger Maler Walter Eisler hat diesen langen Zug in einem faszinierenden Bild festgehalten. Entstanden in einer der fieberhaften Nächte im Herbst 1989, als sich das Schwarz-Rot-Gold ins erdrückende Grau mischte.

„Gott schütze die Bundesrepublik Deutschland“ hat 16 Jahre später Papst Benedikt XVI. am Schluss seiner Predigt zum Weltjugendtreffen in Köln gerufen. Ein ungewöhnlich hoffnungsfroh stimmendes Zeichen von Normalität. Die Bundesrepublik Deutschland ist ein normales Land unter anderen europäischen Ländern geworden. Nicht mehr nur „die Bundesrepublik“, der in diesem Sprachgebrauch die Nationalität fehlte. Aber die Deutschen wären keine Deutschen, wenn sie über diese Normalität nicht auch erschrocken wären. Womöglich sind „die Deutschen von vorgese-

tern und von übermorgen und haben noch kein heute“ – wie Friedrich Nietzsche prophezeite.

Der neue deutsche Staat ist souverän, demokratisch, mächtig, noch immer reich und leicht neurotisch. Es besteht keine Sehnsucht nach Vergangenheit, eher ein Mangel an Zukunftsvisionen. Alle Befürchtungen über ein national aufgeblasenes, großspuriges Deutschland haben sich nicht bestätigt. Und es gab sie zur Genüge. Im Ausland – von Margret Thatcher bis Francois Mitterrand. Aber auch im eigenen Land. Unvergessen ist mir die Berlin-Kreuzberger Demo: „Deutschland halt’s Maul“, mit den Transparenten „Nie wieder Deutschland“, „Deutschland muß sterben, damit wir leben können“. Und wo immer sich die deutschen Bedenkensträger sammeln, dürfen Heinrich Heines „Nachtgedanken“ nicht fehlen: „Denk ich an Deutschland in der Nacht“ – dieses große patriotische Missverständnis. Typisch für ein nationales Liedgedächtnis, das selten über die erste Strophe hinauskommt oder für selektive Wahrnehmung, die nur ins Vorurteil passende Zitate aufnimmt. Selbst heute noch werden die unheilschwangeren Zeilen so rezitiert, als verkünden sie die ewige Wahrheit. Dabei steht der Text in einem ganz anderen Kontext. Nicht die Sorge um Deutschland, sondern die Sehnsucht nach der Mutter raubte dem deutschen Emigranten damals den Schlaf. Denn im Gedicht heißt es weiter:

Deutschland hat ewigen Bestand
es ist ein kerngesundes Land.
Mit seinen Eichen, seinen Linden
werd ich es immer wiederfinden.
Nach Deutschland lechzt mich nicht so sehr
wenn nicht die Mutter dorten wär.
Das Vaterland wird nie verderben
jedoch die alte Frau kann sterben.

Der Glaube an die Vitalität des Vaterlandes, das Heine an den „Schuhsolen mitschleppte“, war ungebrochen. Heute sind eher die alten Erkennungszeichen bedroht. Laut letztem Waldschadensbericht sind es die Eichen. Hinweis darauf, welche Gefahren wir seit Jahren unterschätzen.

Vermutlich hat die von Unsicherheit und Selbstzweifel verursachte Passivität den Elan der Vereinigung gebremst. Diese Furcht vor nationalem Überschwang, den unbekanntem Sturm und Drang aus dem Osten. So wurde der demokratische Aufbruch lieber als Systemzusammenbruch verkannt, anstatt ihn gesamtdeutsch fortzusetzen. Obwohl Reformbedarf auf beiden Seiten bestand. Die Notwendigkeit der Inventur, des gemeinsamen Aufräumens und Neueinrichtens. Leider wurde nur Althergebrachtes übertragen. Reiben sich seitdem die westdeutschen Gebrauchsmuster an der ostdeutschen Realität. Trat das ein, was wir heute Reformstau nennen. Taucht die Meinung auf, dass sich die Deutschen erst fremd geworden sind, seit sie in einem Staat leben. Nüchtern betrachtet ist das Trennende ebenso schnell gewachsen wie das Gemeinsame. Es ist eine Fremdheit entstanden, die nicht aus der Trennung herrührt, sondern aus der Begegnung. Aber auch dieses Phänomen ist nicht neu. Schon Hölderlin schreibt im „Hyperion“ oder „wie ich unter die Deutschen kam“: „In diesem Lande leben wir, wie Fremdlinge im eigenen Haus.“ Ein im Osten weit verbreitetes Gefühl. Darum:

Lasst uns neu besinnen,
was denn unser Deutschland sei.
Uns're Kälte kommt von innen
und wohl nicht aus der Türkei.

Jedes Land braucht seine Identität

Nach Auguste Renan wird eine Nation durch „gemeinsame Erinnerung und den Willen zu einer gemeinsamen Zukunft bestimmt.“ Danach sind wir eine Nation. Die Selbstbefreiung der Ostdeutschen hat nicht wie im Falle der CSSR, Jugoslawiens oder der Sowjetunion zur endgültigen Trennung geführt. Grundfalsch war die krude Theorie des DDR-Staatsphilosophen Alfred Kosing, der auf Lenins Lehre der zwei Linien in der Gesellschaft (Ausbeuter und Ausgebeutete) die Rechtfertigung für zwei deutsche Staaten lieferte. Diese Theorie fand 1974 Eingang in die DDR-Verfassung von 1968. Die DDR sollte, wie Österreich, ein eigenständiger Staat deutscher Herkunft sein und ewig bleiben. Hervorgegangen aus den progressiven Strömungen der Nation, den demokratischen Revolutionären, Widerstandskämpfern und Antifaschisten. Während die Bundesrepublik für die Schattenseiten der deutschen Geschichte erhalten sollte. Doch auch im Westen haben sich Politiker dazu hinreißen lassen, die Wiedervereinigung als die „große Lebenslüge“ der Deutschen zu bezeichnen und die Teilung als „gerechte Strafe für Auschwitz“ anzusehen. Wenige Jahre später haben die gleichen „Realpolitiker“, ohne Aufschluss ihres Gesinnungswandels, nahtlos deutsche Interessenpolitik formuliert. Ausschlaggebend für die staatliche Einheit war aber nicht die Politik, sondern das Zusammengehörigkeitsgefühl des Volkes – der ostdeutsche Ruf und das westdeutsche Echo: „Wir sind ein Volk“.

Der politische Abwehrreflex hängt nicht nur mit Realitätsdenken zusammen, sondern auch mit einem befürchteten nationalen Gemeinschaftsmythos („Deutschland halt's Maul“). Während im Umfeld der Leipziger Nikolai- und Dresdner Frauenkirche schwarz-rot-goldene Fahnen in einer Art Hambacher-Wartburg-Revival auftauchten, ging die Nationalhymne im Pfeifkonzert vorm Schöneberger

Rathaus unter. Während im Osten noch die Sehnsucht nach der Nation bestand, trotz der Philosophie von der sozialistischen Nation in den Farben der DDR, wurde sie im Westen nach Europa entsorgt. Während die DDR-Opposition außer dem Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“ auch schwarz-rot-goldene Urkundenkordeln als Ausdruck einer anderen Staatsorientierung an der Kleidung trug, schauten die rebellischen 68er nach den Sternen im blauen Europatuch. Doch entgegen aller Erwartung wurde die nationale Frage nicht durch die westeuropäische Integration gelöst, sondern hat die Einheit Deutschlands die europäische Vereinigung voran gebracht.

Mit der „Vollendung der inneren Einheit“ haben wir allerdings einen diffusen Zielbegriff entworfen, der wie Novalis' Suche nach der Blauen Blume der Romantik anmutet. Streng genommen haben wir ja die innere Einheit, Grundgesetz, Rechtsstaat, föderale Ordnung bilden das Fundament und die Stützpfeiler des gemeinsamen Staates. Was uns fehlt, ist das Selbstvertrauen. Wir reden von der noch ausstehenden inneren Einheit, statt von Nationalbewusstsein und wachsendem Zusammenhalt. Anstatt wie unsere Nachbarn schlicht von Nationalkultur zu sprechen, Bindungskräfte und Werte zu beleben, findet bei uns eine verschwiemelte Debatte über deutsche Leitkultur statt – bis alle erschöpft in den Unterstellungen liegen und sich in Habermas'schen Verfassungspatriotismus hüllen. Dabei war und ist Nationalkultur keine hermetisch abgeschlossene Sache, sondern ein lebendiges Gebilde aus Kulturerbe, Bestand und Neuzugang. Kein Multikulti, was verharmlosend nach Karneval der Kulturen klingt und von den Gegnern der Entwicklung stammen könnte. Die multikulturelle Gesellschaft ist keine Ideologie, sondern eher ein Faktum. Und ihre tägliche Praxis ist so schön und schwierig, wie das Zusammenleben unterschiedlicher Menschen nun einmal ist. Den Einheitsdeutschen wird es nicht ge-

ben. Und von den Versuchen, ihn zu formen, dürften wir ein für alle Mal „geheilt“ sein.

Leider fehlt dem vereinten Deutschland ein gemeinsamer Lernprozess, aus dem so etwas wie Corporate Identity hervorgeht. Während den Einen – bis auf den grünen Pfeil und Sand- und Ampelmännchen – so gut wie alles abverlangt wurde, mussten die Anderen mehr oder weniger „nur“ Geld und Geduld aufbringen. Während „diemenschenausdenfünfneuenbundesländern“ wie Eingeborene aus „Neufünfland“ die Regeln der westlichen Zivilisation erlernen mussten, fallen die anderen bei Günther Jauchs Fragen zu Kultur und Geschichte der DDR regelmäßig durch. Leider die einzige Stelle, an der sich Erfahrung und frühere Kenntnisse noch auszahlen. Kein Wunder also, wenn ein zunehmender Teil der ostdeutschen Jugend, bei der Vorgabe die westliche Sozialisation zu erwerben, dies lieber gleich an Ort und Stelle tut, als auf die unzureichende Vermittlung durch ihre Eltern und Lehrer zu setzen.

Identität lässt sich nicht durch Verfassungspatriotismus ersetzen. Woher sollte dieser Patriotismus denn auch kommen, wenn wir streng genommen gar keine Verfassung haben, sondern nur ein Grundgesetz. In dem noch immer die Gültigkeitsfrist steht: „... bis das deutsche Volk in freier Entscheidung eine Verfassung beschließt“. Was dort als Auftrag verankert und in einem historisch einzigartigen Moment bewusst übergangen wurde, erweist sich als Geburtsfehler des vereinten Deutschland. Uns fehlt eine gemeinsame Gründungslegende. Noch immer wird dem deutschen Volk vieles zugetraut und wenig getraut. Volksentscheide könnten ja wie in Irland, Frankreich und anderen EU-Staaten, die „große Politik“ durchkreuzen und mehr Überzeugungsarbeit und Legitimation verlangen. Wie vollzieht sich aber das *plébiscite les jours* einer Nation, die keinen plebiszitären Einfluss besitzt?

Noch immer fehlt das Gespür für demokratische und

nationale Symbole und deren einheitsstiftende Wirkung. Nicht mal zu einer neuen Nationalhymne hat es gereicht. So singen die Rechtsradikalen mit nationalistischem Pathos und Reichskriegsflagge bewaffnet beim Marsch durchs Brandenburger Tor die erste Strophe des Deutschlandliedes und die Demokraten aller Couleur – sofern sie überhaupt noch singen, in Zeiten, in denen Parteien keine Lieder mehr haben – die dritte Strophe. Nicht viel anders verhält es sich mit der Fahne. Während die einen Berührungssängste haben, sie nur mit spitzen Fingern fassen, tragen sie andere wie Kathi Wilhelm mit Freude ins Olympiastadion und über die Ziellinie. Zum Glück ist in der jungen Generation das öffentliche und symbolische Bekenntnis zum eigenen Land gewachsen. Das gilt es zu unterstützen. Schließlich lehrt uns die Geschichte, dass dort, wo das Nationale verdrängt oder unterschätzt wird, Nationalismus keimt. Und leider ist auch das zu sehen.

Neues Selbstwertgefühl ist wichtig, damit wir die Fixierung auf den Status Quo West und die schleichende Verklärung der DDR überwinden und zudem Hybris und Selbstverleugnung meiden. Ein solches Selbstwertgefühl wird uns zum notwendigen „Reformpatriotismus“ verhelfen: Verständigungsbereitschaft darüber zu erzielen, was wir ändern müssen, und was jede und jeder dazu beitragen kann und muss. Und vergessen wir bitte nicht: Die Nation ist nicht nur Schicksalsgemeinschaft, sondern auch Besitz- und Umverteilungsgemeinschaft, ist Eigentum und Arbeit – und die Frage, was davon wem gehört. Die bürgerliche Nation begann, auch daran sei erinnert, mit dem Verbrennen der Grundbücher, also mit einem Akt der Umverteilung. Das Land sollte denen gehören, die es bebauen. Diese Rückbesinnung könnte hilfreich sein, bei der Bewältigung anstehender Aufgaben und bei der Wiederentdeckung der Nation als Solidargemeinschaft. Bei ausstehenden Fragen wie der Vermögens- und Erbschaftssteuer.

Denn leider wurde es versäumt, beim Lastenausgleich der Vereinigung, dem nationalen Kapital an den patriotischen Kragen zu gehen.

Selbstbewusst oder stolz – was macht uns Deutsche glücklich?

Jede Nation sucht Vorbilder, Leistungen, Erfindungen, Entdeckungen, Errungenschaften, die Angehörige vollbracht haben, auf die man sich berufen kann und die motivieren. Der Fußballfilm „Das Wunder von Bern“ wurde mit dem Motto beworben: „Jedes Land braucht eine Legende“. Im ZDF haben unlängst Millionen Zuschauer die „Größten Deutschen“ gewählt. Auf Platz 1 kam Konrad Adenauer, gefolgt von Willy Brandt, Albert Einstein, Karl Marx, Hans und Sophie Scholl und Martin Luther. Eine treffende Auswahl deutscher Repräsentanten unabhängigen Denkens, die Aufschluss über Wertschätzung und Orientierungsgrößen gibt.

Doch abgesehen von Sporterefolgen, den großen Personen der Zeitgeschichte und ganz persönlichen Momenten, was macht uns Deutsche glücklich? Oder – wer es etwas geschwollener mag –: was macht uns Deutsche stolz?

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und ausgewogene Rangfolge, sehe ich folgende Zutaten zu unserem Glück:

1. Wir haben schmerzhaft und mühsam eine nachhaltige Erinnerungskultur entwickelt, zwei totalitäre Regime „aufgearbeitet“ und die Lehren aus der Geschichte gezogen. Dementsprechend groß war das Erstaunen Daniel Goldhagens auf seiner Buchlesung durch Deutschland, dass „Hitlers freiwillige Helfer“ kritische und demokratisch gefestigte Nachkommen haben. Gerade die 68er Revolte hat gezeigt, dass sich eine Gesellschaft auf Treibsand befindet, die nicht auf Wahrheit gebaut ist.

Die Enquête-Kommission und Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur sowie die Gauck/Birthler-Behörde für die Auswertung der Stasi-Akten haben ein zweites Fundament gegen Irrtum, Verharmlosung und Verklärung geschaffen. Niemand wurde gelyncht oder in Bausch und Bogen verurteilt. Im Gegenteil: Die PDS ist sogar der organisierte Beweis einer zweiten Chance, einer Chance auf Wiedergutmachung.

2. Die Ostdeutschen haben in einem couragierten Akt von Selbstbefreiung eine friedliche Revolution zu Stande gebracht. Ein radikaler Umsturz, bei dem ausschließlich Kerzenwachs und kein Blut floss. Hierin steckt eine enorme zivilisatorische Kraft, die im Domino-Effekt ein militantes und totalitäres System zum Einsturz brachte. Ein Beitrag zur Bürgergesellschaft, dessen Wert sich gerade an den weltweit Schrecken auslösenden Bildern von Terror und Gewalt ermessen lässt. Die Erkämpfung von Freiheit, Bürger- und Menschenrechten, ohne dass dafür andere Menschen geschlachtet wurden. Das gab es noch nie in der deutschen Geschichte. Dieser Impuls setzte sich fort und brach letztlich mit der samtenen (CSSR) und der singenden Revolution (Baltikum) die rostige Armierung des gesamten Ostblocks. Damit war der Weg frei für die deutsche Einheit und die weitere Integration Europas.
3. Mit dem Aufbau Ost haben wir in gemeinsamer Anstrengung ein echtes nationales Aufbauwerk (früher hieß das mal NAW) in Gang gesetzt. Es ist längst nicht abgeschlossen und weist noch etliche Verwerfungen und Lücken auf, aber es ist schon heute als eine einzigartige Erfolgsstory in der europäischen Industrie- und Wirtschaftsgeschichte absehbar. Technokratische Begriffe wie Strukturreform, Technologietransfer, Regionalentwicklung wurden hier im Großmaßstab umgesetzt und mit Leben erfüllt. Mit enormem Aufwand

und einem langfristig angelegten Solidarpakt haben wir aus dem Beitrittsgebiet ein Stück „Neues Deutschland“, eine europäische Verbindungsregion nach Osteuropa geschaffen.

4. Der deutsche Staat hat sich nach langer Debatte zu einem modernen Staatsbürgerschaftsrecht durchgerungen. Im März 2002 wurde das völkische Abstammungsprinzip durch das Territorialprinzip ergänzt, das endlich denen als Gastarbeitern ins Land geholten „ausländischen Mitbürgern“ und deren in Deutschland geborenen Kindern die volle deutsche Staatsbürgerschaft einräumt. Kein klassisches Einwanderungsland, sondern ein Land, das Einwanderung braucht, zulässt und regelt. Dieser Prozess wirft heute die Frage auf, was kann und muss man von Menschen erwarten, die deutsche Staatsbürger werden wollen? Kuriose Fragebögen in Baden-Württemberg und Hessen sind dabei eher Nebenblüten eines ins Kraut geschossenen Föderalismus. Denn nicht die Einbürgerung als Hesse oder Schwabe steht an. Aber der Versuch, von denen, die sich in unsere Gesellschaft einbürgern wollen, nicht nur Sprachkenntnisse, Grundgesetzentreue und Geschichtskennntnisse zu erwarten, sondern ihnen auch Bürgersinn, Bürgertugend und Gemeinschaft zu vermitteln und dies dann per Examen abzufragen, ist kein schlechter Weg und verweist darauf, dass Integration Anstrengung von beiden Seiten verlangt.
5. Ohne Hurratriotismus haben sich die Deutschen der wohl schwierigsten Aufgabe gestellt, die ihnen die Nachkriegsgeschichte abverlangen konnte: dem internationalen Militäreinsatz für friedenserhaltende und friedensschaffende Maßnahmen. Vom „Nie wieder ein Gewehr in die Hand“ bis zum „Waffeneinsammeln“ in Mazedonien ist ein langer Weg der Entdämonisierung der Bundeswehr verlaufen. Mit der Ablehnung des Irakkrieges ist aber auch eine sicherheitspolitische Grund-

linie deutlich geworden, die wir nicht überschreiten dürfen. Deutschland wird nicht am Hindukusch verteidigt. Wir dürfen uns nicht an die militärische Lösung von Konflikten gewöhnen.

6. Das vereinte Deutschland hat die Versöhnung mit all seinen Nachbarn geschafft. Mit dem Schließen der nationalen Wunde wurden sämtliche Gebietsansprüche und Rückforderungen ad acta gelegt. Heute fördern Städtepartnerschaften, intensive Begegnungen und organisierter Jugendaustausch gegenseitiges Verständnis. Auch die Kontroverse um ein Zentrum gegen Vertreibung wird letztlich zur Einsicht führen, dass dieses Grauen eine europäische Dimension hat und daher einen von allen akzeptierten Standort verlangt.

Deutschland im Wandel

Die Bundesrepublik Deutschland ist ein neuer deutscher Nationalstaat. Kein postnationaler Nationalstaat oder ähnlicher Wort-Mumpitz, der das nicht anerkennen will und noch immer die Flucht nach Europa sucht. Ein Staat, der seine Identität noch finden muss. Identität bedeutet Selbstgewissheit, und Selbstgewissheit wächst aus Kontinuität. Doch seit anderthalb Jahrhunderten hat es keinen Deutschen gegeben, der das Rentenalter erreicht hat, ohne den Umsturz der Verhältnisse zu erleben, in denen er geboren wurde. Die deutsche Einheit ist der sechste Neubeginn in 120 Jahren. Ein europäischer Rekord. Selbstgewissheit konnte so nicht wachsen. Zerstörung, Verdrängung und Wiederaufbau wurden zur deutschen Lebenshaltung. Erstmals erfolgt aber der Aufbruch und Neubeginn, ohne dass dem ein Krieg vorausgegangen ist. Noch leben wir mit der gespaltenen Erfahrung von Ost und West und müssen lernen, dass wir ein Volk sind.

Mitte der 60er Jahre schrieb Karl Jaspers: „Wir haben unsere Freiheit nicht durch einen eigenen, opfervollen kämpfenden Akt der Selbstbegründung erworben, sondern durch ein Geschenk erhalten, das wir so wenig verdient haben wie die Ostdeutschen das gegenteilige Schicksal. Diesen Anfang dürfen wir nicht vergessen, wenn wir, was noch unsere Aufgabe ist, aus eigenem Ursprung frei werden wollen.“ Diese Bewährungsprobe haben wir bestanden. Aber auf Freiheit und Demokratie gibt es keinen Garantieanspruch. Hier sind Bildung und ständiges Engagement einer aktiven Bürgergesellschaft gefragt. Der Literaturnobelpreisträger Günter Grass hat ein gutes Bild für das „Neue Deutschland“, das Deutschland im Wandel gefunden: Ein Land im Krebsgang, voller Krebsgänger. Seitlich ausweichend, auf die Geschichte zurückgreifend, und dennoch vorankommend. Wir bewegen uns stärker und schneller in Richtung europäischer Zukunft, als wir das im Alltag spüren und schaffen ein Land, das es so noch nie gegeben hat. Die Generation des Nach-Mauer-Falls stößt auf neue Probleme und Herausforderungen. Es gilt, die großen Erzählungen wach zu halten und einen Daseinsentwurf zu entwickeln. Unsere deutsch-deutsche Erfahrung, dass die Teilung durch Teilen überwunden werden kann, hat eine europäische, eine globale Dimension bekommen. In diesem Sinne muss auch unser Patriotismus einen erweiterten Bezugsrahmen finden.